

Dylan Evans

RO
RISIKOINTELLIGENZ
Wie wir richtige Entscheidungen treffen

Aus dem Englischen
von Harald Stadler

DROEMER

Die englische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Risk Intelligence« bei Atlantic Books, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.droemer.de



© 2012 Dylan Evans

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2013 Droemer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-27560-3

5 4 3 2 1

*Für Louise, die das Risiko einging,
mich zu heiraten*

INHALT

1	Warum Risikointelligenz wichtig ist	9
2	Ermitteln Sie Ihren Risikointelligenz-Quotienten	35
3	Auf in die Grauzone	63
4	Mentale Störmanöver	89
5	Der Wahn der Massen	129
6	In Zahlen denken	157
7	Das Wahrscheinliche abwägen	179
8	Wie man spielt und gewinnt	207
9	Wissen, was man weiß	235
	Danksagung	259
	Anhang 1 Risikointelligenztest	263
	Anhang 2 Persönlicher Voraussagetest	273
	Anhang 3 Vorhersagespiel für 2010	277
	Anhang 4 Forschungsdaten	281
	Anmerkungen	289

RO 1

WARUM RISIKOINTELLIGENZ WICHTIG IST

*Wer am besten Bescheid weiß, der weiß am besten,
wie wenig er weiß.*

Thomas Jefferson

Kathryn, eine Kriminalbeamtin, versteht sich darauf, Lügen aufzudecken. Während ihre Kollegen überall Lügen zu wittern scheinen, ist sie viel umsichtiger. Wenn sie einen Verdächtigen befragt, zieht sie keine voreiligen Schlüsse. Vielmehr sucht sie nach verräterischen Zeichen, die auf Unehrllichkeit hindeuten. Trotzdem ist sie sich selten zu hundert Prozent sicher, dass sie eine Lüge entdeckt hat; meist geht es darum, das zu beachten, was den Ausschlag in die eine oder andere Richtung gibt, erklärt sie. Jamie gilt in der Investmentbank, in der er arbeitet, als komischer Kauz. Wenn sich alle anderen sicher sind, dass die Kurse weiterhin steigen werden, ist Jamie häufig skeptischer. Andererseits gibt es Zeiten, in denen alle pessimistisch sind, Jamie aber positiv gestimmt ist. Jamie und seine Kollegen sind nicht immer unterschiedlicher Meinung, doch wenn, dann stellt sich in der Regel Jamies Ansicht als die richtige heraus.

Diane ist hochbeglückt über ihre neue Beziehung. Wenn sie ihre beste Freundin Evelyn anruft und über ihren neuen Traummann schwärmt, rät diese zur Vorsicht. »Wie stehen die Chancen, dass du in zwölf Monaten noch mit dem Typ zusammen bist?«, fragt Evelyn, wie schon so oft zuvor. Und Dianas Antwort ist ebenso voraussagbar. »Na ja, neunzig, vielleicht fünfundneunzig Prozent«, erwidert sie, wie immer. »Ich bin mir sicher, Danny ist der Richtige!« Zwei Monate später ist sie wieder solo.

Jeff wurde gerade in den Rang eines Captains der US-Army befördert. In dieser neuen Funktion fühlt er sich oft unsicher über

seine Entscheidungen und holt bei seinem Vorgesetzten, einem Oberst, eine zweite Meinung ein. Der Oberst hat allmählich genug davon und sich daher ein kleines Spielchen angewöhnt. Immer wenn Jeff ihn nach seiner Meinung fragt, will er wissen, wie sicher sich Jeff seiner eigenen Auffassung ist. Gewöhnlich gibt Jeff an, sich nur zu etwa vierzig bis fünfzig Prozent gewiss zu sein. Doch in neun von zehn Fällen stimmt der Oberst letztlich mit Jeffs Ansicht überein.

Diese vier Menschen weisen unterschiedliche Grade von Risikointelligenz auf. Kathryn und Jamie verfügen über eine hohe Risikointelligenz, Diane und Jeff liegen dagegen am anderen Ende des Spektrums. Was aber genau meine ich mit Risikointelligenz? Ganz einfach gesagt, handelt es sich dabei um die Fähigkeit, Wahrscheinlichkeiten treffsicher einzuschätzen, egal ob es dabei um die Wahrscheinlichkeit diverser Ereignisse im Leben geht, wie etwa einen Autounfall, oder um die Wahrscheinlichkeit, dass eine bestimmte Information, die man gerade bekommen hat, tatsächlich wahr ist, beispielsweise ein Gerücht über ein Übernahmeangebot. Häufig müssen wir uns in solchen Fällen auf begründete Vermutungen verlassen, doch fünfzig Jahre Forschungsarbeit zur Psychologie der Beurteilung und Entscheidungsfindung zeigen, dass die meisten Menschen hierbei nicht sonderlich gut abschneiden.¹ So schätzen viele etwa ihre Aussichten auf einen Lottogewinn zu hoch ein, die Wahrscheinlichkeit einer Ehescheidung dagegen allzu niedrig.

Den Kern der Risikointelligenz bildet die Fähigkeit, die Grenzen des eigenen Wissens auszuloten – vorsichtig zu sein, wenn man sich wenig auskennt, und selbstsicher aufzutreten, wenn man bestens Bescheid weiß. Menschen mit hoher Risikointelligenz machen dies in der Regel genau richtig. Kathryn und Jamie beispielsweise sind relativ risikointelligent, weil sie recht gut einschätzen, wie viel sie wissen, und das richtige Maß an Vertrauen in ihr Urteilsvermögen besitzen. Diane und Jeff dagegen sind in Sachen Risikointelligenz viel weniger kompetent, allerdings auf unterschiedliche Weise: Diane ist übermäßig zuversichtlich, Jeff hingegen zu wenig selbstsicher.²

In diesem Buch geht es um die Frage, warum so viele von uns Wahrscheinlichkeiten so schlecht abschätzen können und wie wir darin besser werden können. Dies ist eine wichtige Fähigkeit, denn wie wir mit Ungewissheit umzugehen vermögen entscheidet ganz maßgeblich über unseren Erfolg im Leben, auch wenn dies häufig übersehen wird. Vielen Menschen ist vielleicht gar nicht klar, wie oft wir auf diese Fähigkeit angewiesen sind und wie sehr sie unser Leben, ja sogar die ganze Gesellschaft prägen kann. Betrachten wir einige Beispiele, die von relativ alltäglichen bis zu lebensbedrohlichen Situationen reichen:

- Sie kaufen einen neuen 42-Zoll-HDTV-Fernseher, und der Verkäufer fragt, ob Sie dazu eine Garantieverlängerung wünschen, dank deren Sie bei etwaigen Schäden in den kommenden drei Jahren umstandslos ein brandneues Gerät bekommen. Bei der Entscheidung für oder gegen eine Garantieverlängerung müssen Sie alles bedenken: den Preis für den Fernseher, den Preis der verlängerten Garantie und die Wahrscheinlichkeit, dass der Apparat in den nächsten drei Jahren tatsächlich Macken kriegt. Wie groß aber ist die Chance, dass dies wirklich geschieht? Hier ist Ihre Risikointelligenz gefragt.
- Ein Bankangestellter erklärt Ihnen die verschiedenen Optionen, die Ihnen offenstehen, um übriges Geld anzulegen. Riskantere Investmentfonds werfen höhere Renditen ab, bergen aber größere Gefahren, Verluste zu machen. Wie viel von Ihrem Geld sollten Sie in hochriskante Fonds investieren und wie viel in weniger riskante? Das hängt zum Teil von Ihrer Risikobereitschaft ab, aber Sie müssen auch mehr darüber wissen, *um wie viel* riskanter die hochriskanten Fonds sind. Sind sie zwei oder zehn Prozent riskanter? Das muss genauer beziffert werden.
- Die Ärzte haben einen Tumor in Ihrer Brust entdeckt. Zum Glück ist die Geschwulst nicht bösartig und wird keine Metastasen bilden; daher ist es nicht erforderlich, dass Ihnen die Brust abgenommen wird. Es ist jedoch möglich, dass der Krebs erneut auftritt und irgendwann bösartig wird – und sich dann rasch ausbreitet. Um dieser Möglichkeit vorzubeugen, rät Ihnen der Arzt,

trotz allem in Erwägung zu ziehen, die Brust amputieren zu lassen. Das ist ein furchtbares Dilemma. Natürlich wollen Sie nicht, dass der Krebs bösartig wird, aber es ist eine Schreckensvorstellung, eine eigentlich gesunde Brust zu entfernen. Wie groß müsste die Wahrscheinlichkeit einer Bösartigkeit sein, damit Sie sich entschließen würden, sich die Brust abnehmen zu lassen?

Wenn in ungewissen Situationen Beurteilungen vorzunehmen sind, können viele Menschen Wahrscheinlichkeiten oft nur sehr schlecht abschätzen oder lassen sie vielleicht sogar völlig außer Acht, mit bisweilen verheerenden Folgen. Und die Entscheidungen, die wir zu treffen haben, als Individuen wie auch als Gesellschaft, werden zudem immer beängstigender. Die folgenden Beispiele legen eingehender dar, wie wichtig es ist, dass wir unsere Risikointelligenz zu entwickeln lernen.

DER CSI-EFFEKT

Die amerikanische Fernsehserie *CSI: Crime Scene Investigation* (*CSI: Den Tätern auf der Spur*) ist ungeheuer populär. Im Jahr 2002 erzielte sie die höchsten Einschaltquoten im amerikanischen Fernsehen, und 2009 wurde die Zahl der Zuschauer weltweit auf mehr als 73 Millionen geschätzt. Bei Polizisten und Staatsanwälten ist die Krimiserie allerdings nicht sonderlich beliebt; diese Berufsgruppen kritisieren die Serie, weil sie ein höchst irreführendes Bild davon liefert, wie Verbrechen aufgeklärt werden. Dieser Meinung ist auch die Kriminologin Monica Robbers, die nachweisen konnte, dass Geschworene immer unrealistischere Erwartungen gegenüber forensischen Beweismitteln hegen.³ Auch Bernard Knight, einst einer der führenden britischen Gerichtsmediziner, sieht dies so. Heute erwarteten die Geschworenen mehr klare Indizien, als die Forensik zu liefern vermag, erklärt er. Und er führt diesen Trend unmittelbar auf den Einfluss von Fernsehkrimis zurück.⁴

Selbst mit wissenschaftlichen Methoden lässt sich selten irgendetwas unwiderlegbar beweisen. Mit solchen Verfahren sammelt man vielmehr Indizien, die es mehr oder weniger plausibel erscheinen lassen, dass eine Hypothese zutrifft. Doch in *CSI* und ähnlichen Serien werden Indizien oft als eindeutig dargestellt. Wenn dann jemand, der solche Serien gesehen hat, als Geschworener dient, mögen ihm die Beweise in echten Gerichtsverhandlungen vergleichsweise recht enttäuschend vorkommen. Selbst wenn hochkarätige DNA-Beweise vorliegen, weisen die Sachverständigen, die sie dem Gericht vorlegen, immer wieder darauf hin, dass man es trotz allem mit Wahrscheinlichkeiten zu tun hat. Wenn die Geschworenen dies den augenscheinlich klaren Verhältnissen im Fernsehen gegenüberstellen, wo eine Übereinstimmung zwischen einer DNA-Spur an einem Tatort und der DNA eines Verdächtigen nicht selten als zweifelsfrei dargestellt wird, sind sie vielleicht weniger bereit als früher, einen Angeklagten für schuldig zu befinden.

Dieses Phänomen bezeichnet man inzwischen als »*CSI-Effekt*«. Im Jahr 2010 ergab eine Studie, die in *Forensic Science International* veröffentlicht wurde, dass Staatsanwälte heutzutage den Geschworenen ausdrücklich erklären müssen, dass die Ermittlungsbeamten oft keine Beweismittel am Tatort finden könnten, dass dies aber vor Gericht kein überzeugender Beweis für die Unschuld eines Angeklagten sei. Man bringt sogar eine neue Form von Zeugen ein, um dies klarzustellen, einen sogenannten *negative evidence witness*.⁵

Unrealistische Erwartungen an die Schlagkraft forensischer Indizien kamen natürlich nicht erst mit *CSI* auf. Zum selben Problem führten auch schon Fingerabdrücke, die inzwischen seit einhundert Jahren als schlüssiges Beweismittel vor Gericht gelten. Wie Charles Darwins Vetter Francis Galton 1892 ausrechnete, liegt die Chance, dass zwei verschiedene Menschen identische Fingerabdrücke haben, etwa bei 1 zu 64 Milliarden, und so werden Fingerabdrücke seither als praktisch unfehlbare Beweismittel angesehen; und das bedeutet, dass jemand aufgrund eines einzigen belastenden Fingerabdrucks im Gefängnis landen kann. Doch genau wie

DNA-Spuren sind selbst die besten Fingerabdrücke unvollkommen. Der Abdruck von einem Tatort muss mit einer Musterprobe verglichen werden, die sich in den Polizeiarchiven befindet oder einem Verdächtigen abgenommen wird. Aber keine Reproduktion ist vollkommen; kleine Abweichungen schleichen sich ein, wenn mit Tinte oder per Scanner ein Abdruck genommen wird.

Darüber hinaus ist die Analyse von Fingerabdrücken ein äußerst subjektives Verfahren; wenn ein Prüfer verzerrte Abdrücke bestimmen soll, muss er entscheiden, welchen Merkmalen er Gewicht verleiht, und selbst hochqualifizierte Experten können sich durch Informationen von außen beeinflussen lassen. Wie subjektiv dieses Verfahren ist, wird vor Gericht jedoch selten aufgezeigt und von den meisten Geschworenen nur unzureichend verstanden. Laut Christophe Champod, einem Experten für forensische Bestimmung an der Universität in Lausanne, wird das Element des subjektiven Urteils durch die Eindeutigkeit der Sprache, deren sich die Gutachter befleißigen müssen, vor Gericht weitgehend ausgeblendet. Er schlägt vor, dass Fingerspuren nach Wahrscheinlichkeitsgraden beurteilt werden und dass es den Sachverständigen möglich sein sollte, von wahrscheinlichen oder möglichen Übereinstimmungen zu sprechen. So könnte ein Gutachter in einem Strafverfahren beispielsweise bescheinigen, es bestehe eine 95-prozentige Chance einer Übereinstimmung, falls der Angeklagte die Spur hinterließ, jedoch eine Chance von eins zu einer Milliarde, falls der Abdruck von jemand anderem stammte. »Erst wenn die Gewissheit quantifiziert wird«, erklärt Champod, »wird sie transparent.«⁶ Gerade die Gewissheit scheint etwas zu sein, das *nicht* quantifiziert werden kann, doch genau das sollen numerische Wahrscheinlichkeiten leisten. Indem man eine Chance zahlenmäßig ausdrückt – indem man etwa sagt, dass ein Fingerabdruck zu 95 Prozent von einem bestimmten Menschen stammt –, wird die Beweiskraft eines Indizes klarer und leichter zu verstehen. Selbst bei einer Wahrscheinlichkeit von 95 Prozent bleibt eine klare Chance von eins zu zwanzig, dass die Spur von einem anderen stammt.

Die Neigung, Fingerabdrücken eine höhere Beweiskraft zuzuspre-

chen, als ihnen tatsächlich innewohnt, kann tragische Folgen haben. Betrachten wir den Fall der erfolgreichen schottischen Polizistin Shirley McKie, die beschuldigt wurde, an einem Tatort ihren Fingerabdruck hinterlassen und darüber die Unwahrheit gesagt zu haben.⁷ McKie gehörte einem Ermittlungsteam an, das 1997 im schottischen Kilmarnock den brutalen Mord an Marion Ross untersuchte. Nachdem in der Wohnung des Opfers an einem Geschenkanhänger der Daumenabdruck eines Bauunternehmers aus dem Ort gefunden worden war, stellte man den Betreffenden unter Mordanklage. Als McKie das Schlafzimmer des Bauunternehmers durchsuchte und dabei eine Keksdose voller Banknoten mit den Fingerabdrücken der Ermordeten fand, sah es so aus, als könne man den Fall rasch abschließen. Damals galten Fingerabdrücke als oberste Richtschnur in der forensischen Beweisführung, und selbst ein einziger Abdruck reichte für eine Verurteilung. Überdies war in den neunzig Jahren, seit Scotland Yard erstmals Fingerabdrücke zur Überführung eines Mörders verwendet hatte, vor keinem schottischen Gericht deren Stichhaltigkeit jemals erfolgreich in Frage gestellt worden.

Dann entdeckte das kriminaltechnische Team noch etwas anderes. Man identifizierte einen Daumenabdruck am Türrahmen im Badezimmer der Ermordeten als einen Abdruck von Shirley McKie. Das war ein schwerwiegender Umstand, denn McKie hatte nie die Erlaubnis erhalten, den Bungalow der toten Frau zu betreten, der nach dem Mord versiegelt worden war. Falls sie unter Verdacht geriet, die Absperrung ignoriert und wichtige Spuren kontaminiert zu haben, drohte ihr ein Disziplinarverfahren. Aber McKie beteuerte, den Tatort nie betreten zu haben; bei der Übereinstimmung zwischen ihrem Fingerabdruck und der Spur an dem Türrahmen konnte es sich nur um einen Irrtum handeln. Hatten die Fingerabdruckexperten vielleicht etwas verwechselt oder falsch markiert? Die schottische Kriminaldienststelle zur Führung der Verbrecherkartei lehnte es ab, diese Möglichkeit auch nur in Erwägung zu ziehen. Solch ein Patzer drohte nicht nur das Verfahren gegen den angeklagten Bauunternehmer im Mordfall Marion Ross zu unterhöhlen, sondern konnte womöglich auch den Lockerbie-Prozess

zum Scheitern bringen, der unter schottischer Jurisdiktion in Den Haag geführt wurde (gegen zwei Libyer, die beschuldigt waren, im Dezember 1988 eine Boeing 747 auf dem Flug von London nach New York über Schottland durch eine Bombenexplosion zum Absturz gebracht zu haben). In dem Verfahren gegen einen der libyschen Angeklagten stützte man sich auf einen umstrittenen Fingerabdruck auf einem Reisedokument, und etliche ranghohe Personen, die mit dem Lockerbie-Fall zu tun hatten, waren auch an den Ermittlungen im Fall Marion Ross beteiligt. Falls diesen Experten solch gravierende Fehler nachgewiesen werden konnten, dass sie nicht einmal die Fingerabdrücke einer unbescholtenen Polizistin klar zuzuordnen vermochten, drohten beide Verfahren zu scheitern. Laut dem obersten Ermittlungsbeauftragten von Pan Am im Fall Lockerbie war das FBI so besorgt, die Verfahren gegen die beiden Libyer könnten durch das McKie-Debakel untergraben werden, dass es das schottische Team unter Druck setzte, die Indizien gegen McKie zu manipulieren.

Da McKie in dem Mordprozess ausgesagt hatte, nie im Haus des Opfers gewesen zu sein, wurde sie des Meineids beschuldigt. Sie wurde im Morgengrauen verhaftet und in die Polizeidienststelle gebracht (in der ihr Vater einen hohen Posten innehatte), wurde an Kollegen und Freunden vorbeigeführt, einer Leibesvisitation unterzogen und in eine Zelle gesperrt. Zum Glück kamen ihr zwei amerikanische Fingerabdruckexperten zu Hilfe. Pat Wertheim und David Grieve verglichen stundenlang den Abdruck von dem Türrahmen mit demjenigen von McKies linkem Daumen und kamen zu dem Schluss, dass sie von unterschiedlichen Menschen stammten. Darüber hinaus gelangten sie zu der Überzeugung, dass die falsche Identifikation der beiden Spuren kein harmloser Fehler gewesen sein konnte. »Shirleys Daumenabdruck scheint verwischt worden zu sein, um die Unterschiede zu dem Abdruck an dem Rahmen zu kaschieren«, bemerkte Wertheim. Damit war die Sache entschieden. Die Geschworenen sprachen McKie im Mai 1999 vom Vorwurf des Meineids frei und bewahrten sie so vor einer drohenden achtjährigen Freiheitsstrafe. Im Grunde retteten sie ihr Leben, denn McKie bekannte später, dass sie sich in dem

Wissen, unschuldig zu sein, nicht in eine Gefängnisstrafe hätte fügen können.

Als McKie den Gerichtssaal verließ, dachte sie, man würde sich offiziell bei ihr entschuldigen und sie wieder in dem Job arbeiten lassen, der ihr so viel bedeutete. Stattdessen erklärte man sie aus medizinischen Gründen für dienstuntauglich und zwang sie zu einem langen Rechtsstreit mit der Polizei. Zwar sprach man ihr schließlich eine Entschädigung in Höhe von 750 000 Britische Pfund zu, doch die schottische Kriminaldienststelle räumte zu keinem Zeitpunkt irgendwelche Fehler oder Irrtümer ein, und niemand bot der Geschädigten je eine Entschuldigung an.

HEIMATSCHUTZ

Von den vielen neuen Sicherheitsmaßnahmen, die nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 in Kraft traten, haben wenige für so viel Irritation gesorgt wie jene, die an Flughäfen eingeführt wurden.

Zwei Tage nach den Anschlägen verfügte die US-Bundesbehörde für die zivile Luftfahrt, dass fortan in den Sicherheitsbereichen von Flughäfen und in Flugzeugen keinerlei Messer zulässig seien. Die Flugzeugentführer hatten Teppichmesser durch die Sicherheitsschleusen schaffen können, weil man damals auf inneramerikanischen Flügen noch Messer mit einer bis zu zehn Zentimeter langen Klinge mitführen durfte. Im November 2001 wurden alle Sicherheitsprüfungen an amerikanischen Flughäfen von privaten Firmen auf die neu geschaffene Transportation Security Administration (TSA, Behörde für Sicherheit im Verkehrswesen) übertragen. Seither wurden nach jedem weiteren Anschlagkomplott immer neue Kontrollen eingeführt, wodurch das Einchecken für den Passagier zum reinen Spießbrutenlauf geworden ist.

Nachdem der Versuch des »Schuhbombers« Richard Reid, ein Verkehrsflugzeug mitten im Flug in die Luft zu sprengen, misslungen war, mussten alle Passagiere, die von einem Airport in den

Vereinigten Staaten abfliegen, in Strümpfen oder barfuß durch die Kontrollen marschieren, während ihre Schuhe auf Bomben untersucht wurden. Nachdem die britische Polizei 2006 den Plan, an Bord von Flugzeugen Flüssigsprengstoffe explodieren zu lassen, vereitelt hatte, durften Reisende an britischen Flughäfen keine Flüssigkeiten mehr an Bord mitnehmen. Auch Laptops durften fortan nicht mehr mitgeführt werden. In den folgenden Wochen wurden die Beschränkungen allmählich wieder gelockert, doch bis heute darf man nur begrenzt Flüssigkeiten mit in die Flugkabine nehmen. Der versuchte Bombenanschlag auf den Northwest-Airlines-Flug 253 am Weihnachtstag des Jahres 2009, bei dem ein Passagier in seine Unterwäsche eingenähten Plastiksprengstoff zünden wollte, veranlasste die US-Regierung zu der Ankündigung, ungefähr eine Milliarde US-Dollar für Ganzkörperscanner und weitere Sicherheitstechnologie wie Bombendetektoren bereitzustellen zu wollen.

Viele Passagiere betrachten es als notwendiges Übel, in Schlangen anzustehen und die Schuhe auszuziehen (laut einer Umfrage von Rasmussen Reports kurz nach dem gescheiterten Bombenanschlag auf den Northwest-Airlines-Flug 253 meinten 63 Prozent der Amerikaner, die seit dem 11. September 2001 verfügten Sicherheitsbestimmungen seien »kein allzu großes Ärgernis«⁸). Nicht wenige waren jedoch anderer Ansicht. Martin Broughton, der Chef von British Airways, sprach wohl vielen aus der Seele, als er bei einer Konferenz von Flughafenbetreibern im Oktober 2010 die Sicherheitsvorkehrungen als »vollkommen überflüssig« bezeichnete und deren Abschaffung forderte.⁹ Der Sicherheitsexperte Bruce Schneier bezeichnet viele der Maßnahmen als »Security-Theater«, weil sie lediglich den Anschein erwecken sollen, die Behörden seien aktiv, im Grunde aber die tatsächliche Gefahr eines Terroranschlags keineswegs verringern.¹⁰ Die allermeisten geplanten Anschläge auf Flugzeuge wurden in der Tat nicht durch Flughafenkontrollen verhindert, sondern durch Hinweise von Geheimdiensten.

Schneier mag recht mit seiner Auffassung haben, dass viele der neuen Sicherheitsmaßnahmen an Flughäfen reine Show sind,

doch das lässt die Frage unberührt, *warum* sie als Show so erfolgreich sind. Mit anderen Worten: Es genügt nicht, auf die Diskrepanz zwischen *sich sicher fühlen* und *sicher sein* hinzuweisen; wenn wir diesen weißen Fleck in unserer Risikointelligenz verstehen wollen, müssen wir ergründen, *weshalb* Maßnahmen wie Schuheausziehen und Scannerkontrollen so wirksam ein (objektiv gesehen trügerisches) Gefühl der Sicherheit entstehen lassen. Es hat wohl etwas mit ihrer Sichtbarkeit zu tun. Das Sammeln geheimdienstlicher Erkenntnisse mag nützlicher sein, um das Risiko von Terroranschlägen zu verringern, doch es bleibt von seinem Wesen her für die allgemeine Öffentlichkeit unsichtbar. Die Illusion, etwas selbst in der Hand zu haben, mag ein weiterer Faktor sein; wenn wir etwas aktiv tun, etwa die Schuhe ausziehen, haben wir meist stärker das Gefühl, Herr der Lage zu sein; wenn wir aber die Hände in den Schoß legen und anderen (beispielsweise Geheimdienstagenten) die ganze Arbeit überlassen, fühlen wir uns passiv und machtlos.¹¹ Vielleicht fließt hier auch ein ritueller Aspekt mit ein; es muss etwas getan werden, egal was, und dass etwas getan wird, gibt uns ein gutes Gefühl.¹² Psychologen wissen seit langem, dass die Illusion, eine Sache selbst in der Hand zu haben, eine wesentliche Rolle bei der Risikowahrnehmung spielt; sie ist wahrscheinlich einer der Hauptgründe, weshalb sich Menschen beim Autofahren sicherer fühlen als beim Fliegen, obwohl das Autofahren viel gefährlicher ist.

Politiker haben offensichtlich eine Motivation, dieses Sicherheitstheater zu inszenieren; es wird ihnen positiv angerechnet, dass sie sichtbare Maßnahmen ergreifen. Denkt man jedoch nur ein wenig nach, sollte einem klarwerden, dass nicht jeder in gleichem Maße im Verdacht steht, eine Bombe im Gepäck zu haben. Der Internationale Luftverkehrsverband (IATA) hat sich für einen selektiveren Ansatz ausgesprochen; so sollte man Passagiere beispielsweise vorab überprüfen, bevor sie am Flughafen auftauchen, und die verdächtigeren zu einer gründlicheren Kontrolle herausfischen. Ein besseres Training des Sicherheitspersonals an Flughäfen könnte ebenfalls dazu beitragen, suspektes Verhalten besser auszumachen.

Und wie sieht es mit den Kosten aus? Um die tatsächlichen Kosten von Passagierkontrollen an amerikanischen Flughäfen zu ermes- sen, darf man nicht allein das Budget der Behörde für Sicher- heit im Verkehrswesen betrachten; mit einberechnet werden muss auch die zusätzliche Zeit, die Passagiere aufbringen müssen, um in Schlangen anzustehen, ihre Schuhe auszuziehen und so weiter. Robert Poole, der dem Nationalen Beraterstab für Luftfahrtstu- dien beim Obersten Rechnungshof der Vereinigten Staaten an- gehört, hat ausgerechnet, dass die zusätzlichen Wartezeiten an Flughäfen seit dem 11. September 2001 die Nation rund acht Milliarden US-Dollar im Jahr gekostet haben.¹³ Es ist keineswegs klar, dass dies die klügste Art ist, das Sicherheitsbudget einzu- setzen. Jeder US-Dollar, der für eine bestimmte Sicherheitsmaß- nahme ausgegeben wird, ist ein US-Dollar, der nicht für eine alter- native Vorkehrung bereitsteht.

Und die Kosten für die neuen Sicherheitskontrollen sind damit noch nicht erschöpft. Lange Warteschlangen an Flughäfen haben dazu geführt, dass mehr mit dem Auto gereist wird als mit dem Flugzeug, und das hat Menschenleben gekostet, denn Autofahren ist um vieles gefährlicher als Fliegen. Wie der Wirtschaftswissen- schaftler Garrick Blalock schätzte, führten die verstärkten Sicher- heitsmaßnahmen an Flughäfen dazu, dass von September 2001 bis Oktober 2003 zusätzliche 2300 Verkehrstote zu beklagen waren.¹⁴ Diese Opfer bedeuten einen Sieg für al-Qaida.

Eines der Hauptziele des Terrorismus besteht darin, Überreaktio- nen hervorzurufen, die das Angriffsziel weit mehr schädigen als die Terrorakte selbst, doch solche reflexartigen Reaktionen rühren auch daher, dass wir nicht bereit sind, die Dinge gründlich zu durchdenken. Solange wir auf jede neue Form von Angriff pa- nisch reagieren, werden demokratische Regierungen wohl weiter- hin Sicherheitsshow inszenieren, um unsere Ängste zu bannen. Dies ist im Grunde die Achillesferse der Demokratie, die Terroris- ten ausnutzen. Eines könnten wir alle tun, um den Terrorismus zu bekämpfen – diese Achillesferse schützen, indem wir unsere Risikointelligenz entwickeln.